

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

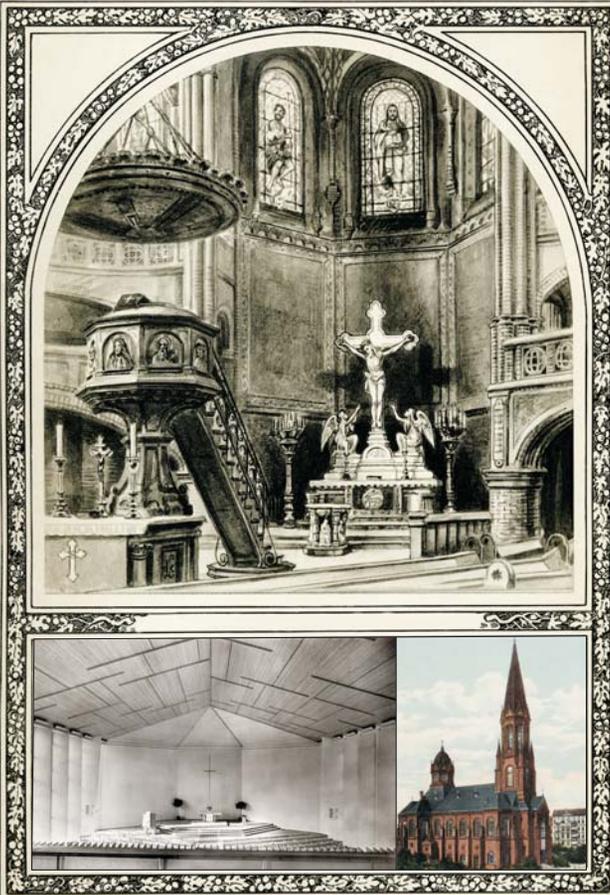
13. Jahrgang Nr. 2, 2009



Uns ist
(k)ein Kind
geboren



50. Jahrestag der Wiedereröffnung der Emmaus-Kirche am 6. Dezember 2009 **Festgottesdienst**



Sonntag, 6.12.2009, 11.00 Uhr, Emmaus-Kirche

Programm

12.00 - 12.45 **Imbiss**
Danach Workshops in allen
Räumen.

Computeranimation
der alten Emmaus-Kirche

13.00 / 14.00 / 15.00 Uhr
Turmbesteigung

13.00 Einblick in die Arbeit der
Seelsorge und Mediation

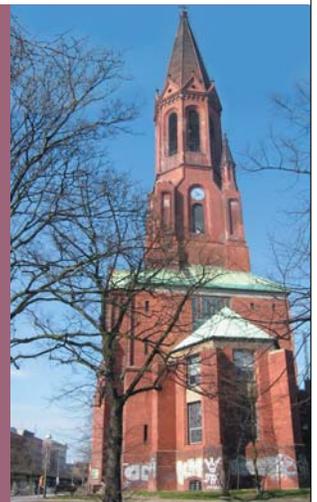
ab 12.00 ist die Filiale des
Nikolaus geöffnet. 14.00 Uhr
Lesung von Nikolauslegenden

13.00 Orgelmusik,
Klaviermusik und Orgelführung

13.00 Yoga

13.30 **Ezähl-Café**
Zeitzeugen berichten

Orth-Ausstellung
Der Architekt der
alten Emmaus-Kirche



INHALT

| | |
|---|----|
| 50 Jahre Wiederaufbau Emmaus | 2 |
| Editorial | 3 |
| Jörg Machel Themenpredigt: Josef | 4 |
| U. Hoffmann/M. Steinmetz Eltern ohne Schwangerschaft | 6 |
| Ina Brinkmann Mutter, Mutter, Kind | 8 |
| Brigitte Spieker Fürchte dich nicht | 10 |
| Mittelseite Der Stammbaum Jesu | 12 |
| Christina Lenz / Kiki Sand Uns ist kein Kind geboren | 14 |
| Renate Helmstädt Danke der Nachfrage | 17 |
| Sabine Wette Drei auf einen Streich | 18 |
| Marius Schliekmann Unser Stern zur Weihnachtszeit | 20 |
| KinderNoster | 22 |
| Impressum | 23 |
| Seyfried Schnittbogen R-Löser | 24 |

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

Die klassische Weihnachtsgeschichte handelt von der Heimsuchung der Jungfrau Maria, von der Geburt des Christkinds im Stall zu Bethlehem und von der Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten.

Übersetzt man diese alte Geschichte in unsere Zeit, so finden sich mancherlei Anknüpfungspunkte. Die Dreierkonstellation aus Maria, Josef und Heiligem Geist kann man durchaus einmal in der Perspektive einer Patchworkfamilie betrachten. Die Notlage, in der sich das Paar bei der Niederkunft im Stall befindet, erinnert an die Unbehaustheit, in der auch heute Millionen Menschen ihr Leben fristen müssen. Und schließlich spiegelt sich in der biblischen Fluchtgeschichte das Schicksal von Asylanten, die in sichere Regionen fliehen, um die Kinder und sich selbst vor den Nachstellungen in der Heimat zu schützen.

In diesem paternoster erzählen Menschen sehr persönlich von den Freuden und Nöten ihrer Familienplanung, von dem, was sie trägt, und von dem, was ihnen das Herz schwer macht. Eine Weihnachtsausgabe der ganz besonderen Art erwartet Sie.

Viel Freude beim Lesen, ein frohes Weihnachtsfest
und ein gesegnetes Jahr 2010
wünscht Ihnen Pfarrer Jörg Machel

Jesu Geburt / Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem heiligen Geist. Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen. Als er das noch bedachte, siehe, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden.

Die drei Weisen / Als Jesus geboren war in Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war. Als sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe. Und Gott befahl ihnen im Traum, nicht wieder zu Herodes zurückzukehren; und sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land.

Die Flucht / Als sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten, und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes.

Die Heimkehr nach Israel / Als aber Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn Josef im Traum in Ägypten und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und zieh hin in das Land Israel; sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben getrachtet haben. Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich und kam in das Land Israel.

Weiterreise nach Nazareth / Als er aber hörte, dass Archelaus in Judäa König war anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich, dorthin zu gehen. Und im Traum empfing er Befehl von Gott und zog ins galiläische Land und kam und wohnte in einer Stadt mit Namen Nazareth.

(Matthäus 1,18-2,23)



Josef

Der Mann am Rande des Bildes

Jörg Machel / Weihnachten, das ist Maria mit dem Kinde, Weihnachten, das sind die Hirten vom Felde und die Heiligen drei Könige. Weihnachten, das ist ein umfassendes Arrangement mit sehr ausgefeilten Rollen. Die Hirten stehen für das einfache Volk, dem die Botschaft Gottes zuallererst gilt. Die Könige symbolisieren den Anspruch dieser Gottesbotschaft, universell und allgemein gültig zu sein. Selbst die Tiere haben eine Bedeutung, die über die Szene hinausweist, denn Jesus kommt als Erlöser der gesamten Schöpfung, er kommt nicht nur zur Rettung von uns Menschen.

Welche Rolle aber hat Josef in dieser Geschichte? Er gehört dazu, ganz ohne Frage. Auf keinem Weihnachtsbild wird er fehlen. Oft aber muss man ihn am Rande der Bilder suchen. Zur Seite geschoben von Hirten und Königen, etwas verschämt und seiner Rolle sichtlich ungewiss.

Falls Sie die Weihnachtsgeschichte heute schon einmal kleinen Kindern weitererzählt haben, werden Sie vielleicht ins Stocken geraten sein, als Sie auf die Rolle des Josef zu sprechen kamen. Er ist der Mann der Maria, gewiss, aber ist er auch der Vater Jesu? Wird er zum Vater, nachdem die Zeugung auf geheimnisvolle Weise eine Angelegenheit des Himmels war, oder bleibt seine Funktion im Leben des Erlösers namenlos?

Mir scheint, über die Vaterschaftsfrage erschließt sich die Rolle des Josef nur schwer. Da bleibt vieles unstritten. Griechische Mythologie und naturwissenschaftliche Logik kommen sich einander ins Gehege und verlangen ausufernde Herleitungen und komplizierte Verknüpfungen, bei denen wissensdurstige Kinder recht bald bereuen, überhaupt gefragt zu haben.

Derartige Ungereimtheiten sollten uns aber nicht zu dem Fehlschluss

verleiten, Josef hätte nur eine Nebenrolle in der Heilsgeschichte besetzt. In der Weihnachtsgeschichte nach Matthäus ist Josef geradezu eine Schlüsselfigur der Heilsgeschichte (siehe S. 4).

Gegen alle Idylle, die wir seit Kindertagen mit Weihnachten verbinden, steht die gute Botschaft von Anbeginn unter dem Zeichen äußerster Gefährdung:

– Mit dem Bekanntwerden ihrer Schwangerschaft steht Maria in der Gefahr, als Ehebrecherin angeklagt und hingerichtet zu werden.

– Weil König Herodes sich durch die Geburt Jesu in seiner Herrschaft bedroht sieht, trachtet er dem Kind nach dem Leben und setzt ihm mit Mordkommandos nach.

– Mit der Flucht vor Herodes aber gibt es auch die Gefahr, dass Jesus das Leben eines Flüchtlingskindes lebt, fern der Heimat, seiner Wurzeln entrissen und seiner Mission beraubt.

In Abwehr all dieser Gefahren kommt Josef eine Schlüsselrolle zu. Er ist es, der zu Maria steht. Er bekennt sich zu ihr, als Spekulationen über den Grund ihrer Schwangerschaft die Gemüter bewegen. Josef ist es, der Kind und Mutter in Sicherheit bringt, als Herodes mit rigoroser Gewalt alle Knaben des Landes töten lässt, um seine Herrschaft zu sichern. Und wieder ist Josef es, der zur Heimkehr drängt und Jesus nach Galiläa bringt, von wo aus er die Botschaft des hereinbrechenden Gottesreiches in die Welt tragen wird.

Das Medium der Weisheit des Josef sind die Träume. Viermal hört er im Traum eine Stimme, die ihn zum Handeln drängt, viermal erscheint ihm ein Engel und gibt ihm auf, was zu tun ist gegen die lauernde Gefahr.

Mit den Träumen aber ist das so eine Sache. Träume bedürfen der Deutung, sie stehen nie für sich, sie müssen angenommen und für wahr

befunden werden, sie müssen sich durchsetzen gegen die Erfahrungen der Alltagswelt. Wo kämen wir hin, würden wir jedem Traum folgen, der uns heimsucht? Und deshalb ist es nicht leicht zu erkennen, was sich uns da nähert, wenn unsere Klugheit und Erfahrung im Schlaf ruht.

Es ist nicht leicht dem Unbewussten zu vertrauen, wo wir uns doch so sehr auf den Verstand trainieren. Gerade uns Männern fällt es schwer, zum Fühlen ja zu sagen. Bei der Jagd, auf den Feldern, in den Fabriken und Laboratorien haben Männer sich auf nüchterne Sätze zu verständigen gelernt. Rational bis zur Irrationalität, stringent bis zum Wahnsinn können wir sein, und so nimmt es nicht Wunder, dass dem Nachsinnen von Traumbildern in der Männerwelt weit weniger Platz eingeräumt wird als unter Frauen. Um so beachtlicher, was uns von Josef überliefert ist. Er traut seinen Träumen, er traut ihnen gegen allen Augenschein, steht fest zu seiner Frau, als Misstrauen guten Grund zu haben scheint. Er sucht die Sicherheit Ägyptens, als noch keine äußere Gefahr erkennbar ist, und geht zurück nach Galiläa, nur weil er seinen Träumen Glauben schenkt.

Die Botschaft der Weihnacht bleibt gefährdet bis auf den heutigen Tag. Gott kommt so klein und zart in diese Welt, dass er zerdrückt zu werden droht. Er braucht Schutz, braucht unseren Schutz. Gegen die böse Nachrede, gegen gewalttätige Nachstellungen und gegen das Vergessen in der Abgeschiedenheit.

Auch heute schickt Gott Träume in die Welt, auch heute wollen uns Botschaften aus der Tiefe des Glaubens erreichen und uns auf jene Wege weisen, auf denen Gott zum Ziel gelangen kann.

Ich wünsche uns prophetische Träume und mutige Herzen, diesen Träumen auch zu trauen – AMEN.

Familie werden

Eltern ohne Schwangerschaft

Ulrike Hoffmann und Martin Steinmetz / Eigentlich sind wir eine ganz normale Familie: Vater und Mutter (sogar verheiratet), zwei Kinder, Omas, Tanten, Onkel usw. Der Alltag ist aufgeteilt zwischen Arbeit, Schule, Kindergarten, sonntags manchmal Kirche; den Urlaub verbringen wir an der Nordsee oder auf einem Bauernhof im Allgäu. Die Kinder lieben Schokolade, Kuschtiere und Jim Knopf, die oft müden Eltern würden gern mal wieder ins Theater gehen. Alles im grünen Bereich, alles ganz normal. Das Glück ist unauffällig.

Dennoch werden wir oft angesprochen, fast immer aus freundlicher Neugier. Woher kommt denn Ihr Mann, fragt man mich. Wenn ich dann lakonisch antworte: „Aus Hessen“, entsteht ein Moment überraschter Stille. Die nächste Frage wird dann schon direkter.

Heutzutage ist das Spektrum vom dualen System Partnerschaft über glückliche Dreierbeziehung bis zum vierblättrigen Kleeblatt groß: zwischen Klapperstorch und Reagenzglas gibt es viele Möglichkeiten, Familie zu werden.

Wir haben unseren Weg gewählt:



Atiruj Steinmetz

15 Jahre Bürokratie seit den ersten Adoptionsgesprächen usw. liegen hinter uns. Zwei internationale Adoptionen haben unser Leben geprägt und um vielschichtige Erfahrungen bereichert:

Oft genug wird in der medialen Öffentlichkeit ein leider verzerrtes, gelegentlich sogar zweifelhaftes Bild von internationalen Adoptionen gezeichnet, was mitunter den einen oder anderen, in der Regel völlig unberufenen ‚Passanten‘ zu dubiosen Bemerkungen verleitet. Diesbezüglich muss betont werden, dass es dafür in Deutschland keine Rechtfertigung geben dürfte, denn die Zahl der

prüfenden Instanzen bei Adoptionen ist beträchtlich: Jugendämter, Gerichte, Ministerien, Konsulate und Botschaften beider Länder (Herkunfts- und Zielland) fordern umfangreiche Konvolute mehrfach beglaubigter Dokumente. All das summiert sich zu einem langjährigen Prozess. Das müssen sich übrigens auch diejenigen klarmachen, die eine Adoption erwägen.

Vom ersten Gespräch mit dem Jugendamt bis zur Übersendung der deutschen Geburtsurkunde für unseren Kleinen war es also ein langer Weg. Seit April 2009 sind die Aktendeckel zu. Geschafft! Unsere Feiertage sind die der Tage der ersten Begegnungen, nicht der letzte Stempel der deutschen Gerichte.

Miguel Angel und Atiruj sind zwei Kinder aus der Ferne. Doch sind sie uns nahe wie sonst keiner. Es sind unsere Kinder.

Was uns dazu bewogen hat? Das erste Mal ausgesprochen haben wir die Idee am Küchentisch unserer Studentenwohnung. Wir waren für amnesty international aktiv und hatten viele Kontakte nach Peru. Wir bekamen Besuche und erlebten Menschen, die Tragödien mit sich trugen.

Da entstand der Wunsch, von Anfang an zu helfen: kleinen verlorenen Menschen Schutz und Stärke zu geben, mit ihnen einen Neuanfang zu

wagen. Was wir von den Eltern wissen? – Nichts.

Beide Kinder wurden von ihren Müttern verlassen. Die Väter, so ist in den Dokumenten, die wir erhalten haben, zu lesen, sind ebenfalls unbekannt. Schicksale, die aus der Armut kommen und ohne Perspektive waren. Sie ereignen sich millionenfach. Aber die Not, Krankheit und Unterernährung von Miguel und Atiruj waren ganz konkret. Wir konnten für sie sorgen, nicht von Anfang an. Aber zum Glück sehr bald danach.

Ob wir keine Skrupel haben, Kinder aus ihrem kulturellen Zusammenhang zu reißen? – Nein, wirklich nicht. Babys brauchen Eltern, die sie lieben und hüten. Babys im Großbetrieb eines Kinderheimes aus armen oder ärmsten Ländern fragen nicht nach den kulturellen Gewohnheiten ihrer Gesellschaft. Es ist auch gut so – denn andernfalls müssten sie erfahren, wie unerwünscht sie dort sind, dass es gerade die kulturellen und sozialen Umstände ihres Landes sind, die ihnen dort keine Chance lassen. Der Rassismus der lateinamerikanischen Mittel- und Oberschicht gegenüber der indigenen Bevölkerung ist groß. Die Wartezeit, bis Miguel zur internationalen Adoption freigegeben wurde, war lang, weil man vergeblich einheimische Eltern gesucht hatte. (Auch wenn es im Einzelfall schwer verständlich ist, so betont gerade Bolivien zurecht seine Abwendung von dem früher leichtfertig geduldeten Adoptionstourismus.) Und auch asiatische Eltern haben oft andere Vorstellungen vom Wunschkind, die sie nicht mit der Geschichte und dem Gesicht eines Waisenkindes verbinden wollen.

Wie wir die Kinder ausgesucht haben? – Gar nicht.

Wir wissen nicht, ob es das Schicksal war, der liebe Gott, eine glückliche Fügung, oder ob es einfach professionelle Psychologen waren, die unsere Aktenkonvolute sorgfältig studiert und den Papieren der Kinder zugeordnet haben. Wahrscheinlich wären uns diese sehr kleinen, ernsten, ja gestressten und dünnen Babys auch

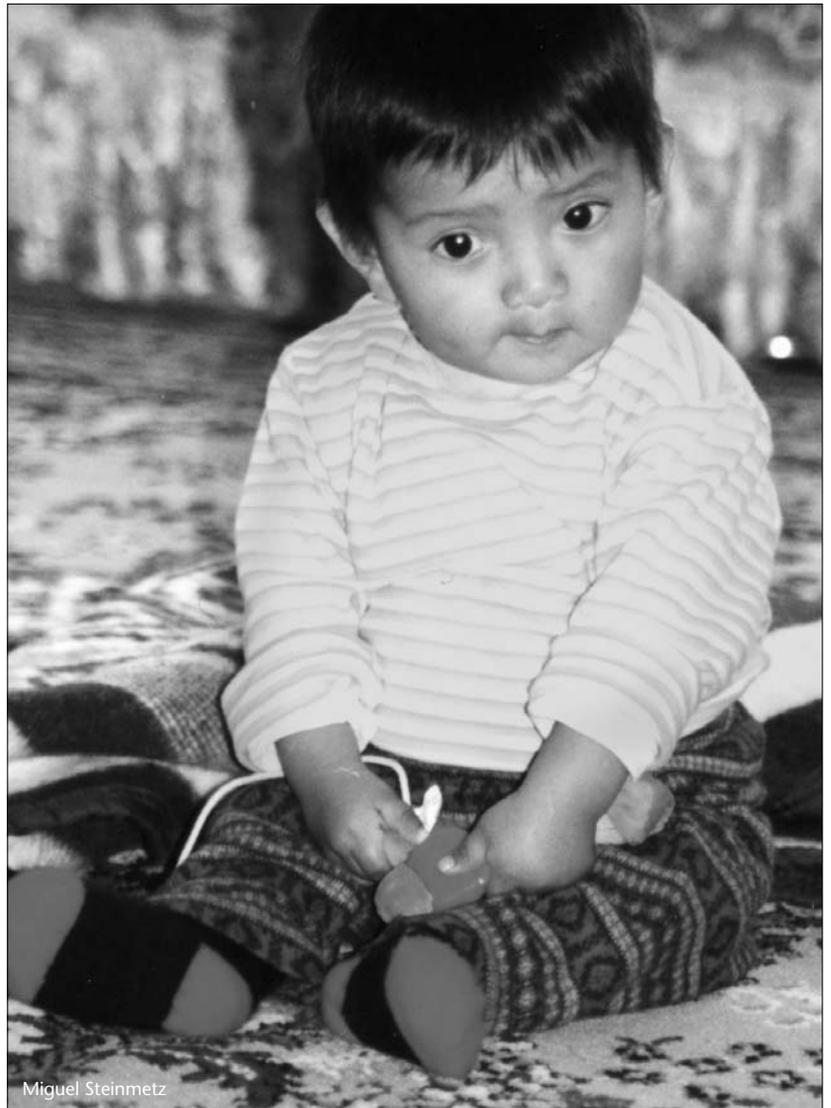
gar nicht aufgefallen, wenn nicht eine katholische Nonne in La Paz und die thailändische Nanny in Nonthaburi/Thailand uns die für uns ausgewählten Kinder einfach in die Arme gelegt hätten. Wir sind froh, dass wir nicht wählen durften. Welches der zahlreichen Kinder, die uns im bolivianischen Heim bestürmten, um endlich mitgenommen zu werden, hätten wir auch nehmen sollen?

Manchmal ist Miguel sehr traurig. „Mama, ich habe so Sehnsucht nach meiner ersten Mutter!“ Wir halten uns dann alle in den Armen. Der Schmerz kommt immer wieder, er gehört dazu. Die Angst, verlassen zu werden, ist groß.

„Meine Mutter ist gestorben“,

kommentiert Atiruj dagegen noch unbekümmert und spielt weiter. Er ist im Hier und Jetzt. Das Früher belastet ihn – noch – nicht.

„Wir werden Eltern!“, verkündete Miguel vor über vier Jahren stolz auf dem Weg nach Thailand, als wir seinen künftigen Bruder abholen wollten. Nach nur wenigen Tagen waren die beiden unzertrennlich. „Ich liebe meinen Bruder von ganzem Herzen!“, krächte heute Abend Atiruj, als er zu dem Großen ins Bett sprang, um mit ihm zu kuscheln. Menschen aus drei Kontinenten haben sich gefunden: es sind Findelgeschichten mit Happyend.



Miguel Steinmetz

Mutter, Mutter, Kind

und viele Leute drum herum

Ina Brinkmann / Meine Frau und ich leben in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft. Als wir uns kennen lernten, stellten wir schnell fest, dass wir beide von einem kleinen Haus am Stadtrand und einer Familie träumen. Vor uns stand die Frage, ob das als lesbisches Paar so einfach ist. Wir wagten uns zunächst mit dem Hauskauf vor. Nachdem der letzte Pinselstrich gemacht war, sprachen wir einen Freund meiner Frau an, ob er sich vorstellen kann, „Vater“ zu werden...

Die Hebamme streckt mir eine abgerundete Schere entgegen: „Möchten Sie die Nabelschnur durchschneiden?“ Meine Frau schaut mich erwartungsvoll an. Noch unter den Eindrücken der Geburt, traue ich mich kaum, die Verbindung zwischen meiner Frau und unserer Tochter zu durchtrennen. „3150 gr, 48 cm, kräftige Gesichtsfarbe, alles gesund!“, beglückwünscht uns die Hebamme. „Dann kommen Sie mal rüber, Ihr Kind wickeln“, fordert sie mich auf. „Wer, ich?“, entgegne ich verduzt und schaue hilflos meine Frau an. „Na, Sie sind doch die Mutter!“ „Die Mami“, korrigiere ich strahlend und folge aufmerksam ihren Erklärungen.

„Hallo Bastian! Herzlichen Glückwunsch, du bist Vater geworden! Wir würden uns freuen, wenn du ins Krankenhaus kommst.“ Zehn Minu-

ten später steht er mit leuchtenden Augen in der Tür unseres Familienzimmers. Behutsam nimmt er das kleine Paket auf den Arm und posiert vor der die Kamera.

Schwester Heike schaut auf ihrem Rundgang bei uns rein: „Huch, was ist denn hier los?“ Meine Frau und ich haben uns erschöpft aufs Bett gelegt. Bastian sitzt neben uns, hält Marie im Arm und schaut sie liebevoll an. „Das ist Bastian, Maries Vater.“ „Sie sind ja eine süße Familie! Jetzt aber raus aus den Federn. Wir starten mit dem Wickelkurs. Wer möchte zuerst?“ Bastian lässt mir mit den Worten den Vorrang: „Du wirst das ja in Zukunft häufiger machen als ich.“

Von Anfang an waren wir uns einig, dass wir unser Kind mit einem Vater zum Anfassen aufwachsen lassen möchten. Viele lesbische Paare entscheiden sich bewusst für eine anonyme Samenspende oder einen Samenspende, der keinen Kontakt zum Kind haben soll. Ich habe oft festgestellt, dass Menschen, die ihren leiblichen Vater nicht kennen gelernt haben, auf der Suche nach ihrer Identität und später dann nach ihrem Vater waren. Das Vorenthalten dieser engen Bezugsperson hat bei vielen seelische Spuren hinterlassen. Wir waren uns bewusst, dass das „Zulassen“ eines Vaters emotional nicht leicht sein würde. Anfangs hatte ich

Angst, dass Marie mich nicht akzeptieren würde. In schwachen Momenten malte ich mir aus, dass sie später vielleicht lieber bei ihrem Vater leben möchte und war vorsorglich schon mal eifersüchtig. In allen anderen Momenten bin ich froh, dass wir uns für Bastian entschieden haben. Denn letztlich nimmt das Wohl unseres Kindes einen höheren Stellenwert ein als eifersüchtige Gedanken. Und zu Maries Wohl gehört meines Erachtens auch, dass sie einen Bezug zu ihrem Vater aufbauen kann, dass sie später mit ihm zum Drachensteigen geht, einen Spieletag bei ihm auf der Couch verbringt oder er sie zum Eisessen von der Schule abholt.

Weil wir verpartnert sind, hatte ich als Co-Mutter Anspruch auf Elternzeit. Als ich meinen Vorgesetzten über meine Pläne informierte, war ihm das Entsetzen ins Gesicht geschrieben: „Nicht genug, dass die werdenden Väter mir neuerdings zwei Monate fehlen, jetzt fangt ihr auch noch an!“ Meinen ersten Monat nahm ich direkt im Anschluss an die Geburt. Ich wollte dabei sein, wenn Marie ihre ersten Eindrücke von der Welt bekommt. Und natürlich war es mir auch sehr wichtig, dass sie gerade am Anfang meine Stimme hört, meinen Duft aufnimmt und mich als eine enge Bezugsperson wahrnimmt.

In der ersten Zeit waren wir uns unsicher, wie unsere Umwelt auf uns reagieren würde. Kurz nach Mariés Geburt unternahm meine Frau einen Spaziergang zum Supermarkt. Ich wunderte mich, warum sie nicht nach Hause kam. Bei ihrer Rückkehr erzählte sie mir, dass sie in unserer kleinen Straße keine 10 Meter weit gekommen war. Als die Frauen aus unserer Nachbarschaft die beiden aus dem Haus kommen sahen, kamen sie aus allen Richtungen, steckten ihre Köpfe in den Kinderwagen und beglückwünschten uns. Im Laufe der Woche lagen kleine Päckchen an der Haustür oder hingen Geschenktüten mit Strampelanzügen an der Klinke.

Nur bei unserer Nachbarin zur Linken kommen wir nicht gut an. Seit unserem Einzug grüßt sie nur im äußersten Notfall. Wann immer es geht, schaut sie weg oder überhört unsere Tagesgrüße.

Der Arzthelferin beim Kinderarzt versuchten wir umständlich unsere Familienkonstellation zu erklären und baten, dass ich notfalls auch alleine mit Marie zu Untersuchungen kommen könnte, falls meine Frau mal krank ist. „Sagen se doch einfach, dass se beide Mariés Mutter sind. Ick trag se in die Karte ein und denn können se beide kommen oder auch alleine oder wie se meinen.“

Beim Kennenlerngespräch in der Kita um die Ecke freute sich die Leiterin: „Ach, das ist ja toll! Zwei Frauen mit Kind hatten wir hier noch gar nicht. Das wird die Sozialkompetenz unserer Kinder verbessern.“

Manche Leute erkannten sogar eine Ähnlichkeit zwischen Marie und mir. Das erheiterte, aber freute mich auch, weil ich dann das Gefühl hatte, eine normale Mutter mit ihrem Kind zu sein.

Unsere Familien unterstützten uns von Anfang an in unserem ungewöhnlichen Vorhaben und stärkten uns den Rücken. Meine Mutter überraschte uns schon im zweiten Schwangerschaftsmonat mit Strampelanzügen, Häkelschuhen und winzigen Kleidchen. Als sie von einer Bekannten darauf angesprochen wurde,

dass Marie doch nicht ihr richtiges Enkelkind sei, entgegnete sie empört: „Marie ist meine Enkeltochter und ich bin ihre Oma. Für mich macht das keinen Unterschied!“

Mein Vater plante schon kurz nach Mariés Geburt, wo er das Klettergerüst im Garten aufstellt. Wöchentlich kommen er und seine zweite Frau zu einem Kurzbesuch, um an Mariés Entwicklung teilzuhaben.

„Wie habt ihr das denn nun ange stellt?“, wollte es meine 96-jährige Oma ganz genau wissen und ließ nicht locker, bis alle Fragen beantwortet waren. „Eines ist mir wichtig: Auch, wenn Marie nicht meine leibliche Urenkelin ist, bin ich die Ur-oma!“, gab sie uns mit auf den Weg.

Dem Vorwurf, dass Kinder lesbischer Paare ohne „richtige“ Familie und ohne männliche Bezugspersonen aufwachsen, stellen wir zwei liebende Mütter und Väter, fünf umsorgen-

de Großelternpaare, drei spendable Uromas und zehn einfallsreiche Tanten und Onkel entgegen. Eine repräsentative Erhebung des Staatsinstitutes für Familienforschung an der Universität Bamberg untermauert sogar, dass sich Kinder in gleichgeschlechtlichen Beziehungen mindestens genau so gut wie in anderen Familienformen entwickeln.

Das Glück, in ein tolerantes kollegiales, kirchliches, soziales und familiäres Netz eingebunden zu sein und ihr Leben so selbstverständlich führen zu können wie wir, haben leider nicht alle Schwulen und Lesben (mit oder ohne Kind). Viele haben mit einer anderen Realität zu kämpfen: sich abwendenden Familien, lästernden Kollegen, intoleranten Vorgesetzten, verurteilenden Gemeinden...

Dass das Thema Homosexualität in der Kirche durchaus umstritten ist, ließ uns unsere Gemeinde nicht spüren. Von Anfang an wurden wir mit offenen Armen empfangen und niemand sah uns vorwurfsvoll an, wenn Marie in der letzten Reihe mit ihrem Fühlbuch raschelte. In unserem Alltag ist es uns wichtig, sie mit christlichen Werten zu erziehen. Wann immer Mariés Vormittagsschlaf es zulässt, besuchen wir den Gottesdienst. Abends schließen wir das Zu-Bett-Bringen mit einem Gebet.

Bastian klingelt an der Tür. Heute findet in Mariés Kindergarten ein Laternenumzug statt. In der letzten Woche hat sie eine Laterne selbst gebastelt, die sie nun stolz Bastian hinhält. Zum ersten Mal werden wir im Kindergarten als Familie auftreten. Mir ist ein wenig mulmig zumute und ich frage mich, wie die Eltern der anderen Kinder uns aufnehmen werden. Am Treffpunkt begrüßen uns ein paar Eltern freundlich. Den meisten fallen wir gar nicht auf. Im Schein der Laternen sind wir eine normale Familie wie alle anderen auch. Marie fasst ihren Papa an der linken und mich an der rechten Hand. Meine Frau läuft mit der Laterne neben uns her. Gemeinsam gehen wir durch den sterneklaren Abend.

Fürchte dich nicht

Von der Trauer- zur Erinnerungsarbeit



Brigitte Spieker / Stubenwagen, Wickelkommode, Babysachen, Kinderwagen – alles ist da. Die Spannung steigt, das Kind kann und soll nun auch kommen, es wird allmählich beschwerlich. Der Name und sogar der Taufspruch sind schon ausgesucht. Eine Zeit voller Pläne und Ideen liegt hinter uns. Und was liegt vor uns?

Alles schien so normal. So planbar. Kinderkriegen? Zwar keine Kleinigkeit, aber das hatten schon ganz andere geschafft. Und nun ist alles anders, nichts wie geplant.

Als man mir im Krankenhaus kurz vor der Entbindung sagt, es seien keine Herztöne mehr da, tut sich unter mir ein Abgrund auf. Ich kann nur noch schreien und mich krümmen. Es ist wie ein Strudel, der mich irgendwohin zieht.

Die Bemerkung der Ärztin, man solle mir etwas zur Beruhigung spritzen, bringt mich zurück. Das will ich auf keinen Fall. Damals war mir gar nicht bewusst, warum ich das so vehement abgelehnt habe. Heute denke ich, es war die Angst vor einem weiteren Kontrollverlust. Ich hatte Angst, dann noch weniger mitbestimmen zu können, was mit mir passiert.

Planen und kontrollieren – das scheint immens wichtig zu sein. Vorsorgeuntersuchungen, Ultraschall, Blutuntersuchungen, in einer

Schwangerschaft wird nichts ausgelassen, was Mutter und Kind hilft. Ich fühlte mich gut betreut und war es sicherlich auch. Die Vorstellung allerdings, die dabei entsteht, alles unter Kontrolle zu haben, ist ein Trugbild. Leben ist letztendlich eben doch nicht verfügbar. Alles war geplant, allein der Moment der Todesnachricht, der war nicht geplant. In keinem Vorbereitungskurs, in keinem Gespräch, in keiner Lektüre war mir etwas Derartiges begegnet. Wir haben später in der Selbsthilfegruppe darüber gesprochen. Wahrscheinlich kann man sich auf so ein Ereignis nicht „vorbereiten“, man muss es hinnehmen und lernen, damit zu leben.

Inzwischen kenne ich viele Bücher über dieses Thema und habe in noch mehr Gesprächen festgestellt, dass es – auch im Bekanntenkreis – wesentlich mehr Betroffene gibt, als ich je dachte. Es redet bloß niemand darüber. Vielleicht weil es das absolute Scheitern ist. Frau hat versagt. Es entsteht eine unglaubliche Scham darüber. Und man will ja auch seine Mitmenschen nicht mit so einem Thema belasten. Wer weiß da schon etwas zu sagen? Mir hat das Reden über Helena und ihren Tod sehr geholfen. Das Reden hat mir am meisten geholfen, mit diesem Verlust zu leben.

Die Betreuung im Krankenhaus

war für mich und meinen Partner sehr gut. Alle gaben sich viel Mühe, für uns da zu sein. Ich habe Helena dann normal, also nicht, wie zunächst erwogen, per Kaiserschnitt geboren. Bei dieser Entscheidung ging mir durch den Kopf, dass sie ja schließlich kein Furunkel oder so etwas war, den man mir herausoperieren musste, sondern unsere Tochter.

Helena ist nach ihrer Geburt gesegnet worden und wir haben uns lange von ihr verabschiedet, sie gehalten, gestreichelt, Fotos gemacht. Der Taufspruch wurde zum Predigttext der Beerdigung.

Fürchte Dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! (Jes 43,1) So schön ich diesen Vers schon immer für Taufen fand, so passend erschien er mir plötzlich für unser verstorbenes Kind. Es hat einen Namen, also existiert es.

Helena aus einer Nichtexistenz und Namenlosigkeit herauszuholen, wurde die nächsten Wochen zu unserer Hauptaufgabe, oft ohne dass ich mir dessen bewusst war. Sie wurde ins Geburtsregister eingetragen und wir bekamen beim Standesamt eine Geburtsurkunde, die haargenau so aussieht wie jede andere deutsche Geburtsurkunde. Es steht dort lediglich „tot geboren“ statt „geboren“. Es mag eigenartig klingen, aber solche

quasi amtliche Beweise für Helenas Existenz sind mir enorm wichtig.

Wir bekamen viele liebe Briefe, unsere Familie, Freunde und Bekannten zeigten meist viel Mitgefühl. Das war wirklich tröstlich. Manche Menschen konnten allerdings mit unserem Leid schlecht umgehen und haben uns gemieden. Der Kontakt zu einer bis dahin guten Freundin ist abgebrochen. Eine Selbsthilfegruppe hat uns sehr geholfen. Wir stellten fest, dass wir nicht die einzigen waren, denen so etwas Schlimmes passierte. Ich habe sogar eine frühere Kommilitonin dort wiedergetroffen. Und wir hatten einen Kreis von Menschen, die sich ebenfalls mit Fragen beschäftigen, die den meisten absurd vorkommen. Sind wir Eltern, oder nicht? Was antworten wir auf die meist beiläufige Frage: „Haben Sie Kinder?“ Auch die Frage der Schuld wurde immer wieder angesprochen. Gefühle wie Wut, Neid, Trauer und Aggression hatten dort einen guten Platz. Und unsere Kinder hatten dort einen Platz, denn woanders konnten sie kaum vorkommen: Mathilde, Katharina, Tobias, Paula, Friedrich. Das waren die ersten, die ich kennen lernte. Und wenn ich seither diese Namen höre, denke ich an *diese* Kinder und ihre Eltern. Ich höre die Namen gern.

Heute

Heute ist Helenas Geburt über acht Jahre her. Sie wäre vermutlich in der 3. Klasse, hätte Kleidergröße 140, würde...

Solche Gedanken gehen mir oft durch den Kopf. Die Trauer ist inzwischen nicht mehr so allgegenwärtig und sie hat sich verändert. Sie ist nicht mehr so brennend, die Löcher, in die ich falle, sind nicht mehr so tief und sie sind selten geworden. Es ist eher ein trauriges, wehmütiges, vielleicht melancholisches Erinnern geworden. Diese Trauer ist ein Teil von mir, so wie Helena ein Teil von mir ist. Trauerarbeit bedeutet, das, was einem widerfahren ist, in seine Biografie einzubauen und nicht auszublenzen. So hat es mir einmal ein



Helena, kurz nach der Entbindung

Psychologe erklärt und das erscheint mir einleuchtend. Ich habe es nach Kräften versucht und daran „gearbeitet“.

Traurig bin ich oft darüber, dass kaum noch Menschen an unsere Tochter zu denken scheinen, dies zumindest mir gegenüber nicht erwähnen. An ihrem Geburtstag kommt keine Post, auch keine Blume mehr. Dieser Tag ist für mich ein ganz besonderer Tag. Wir begehen ihn in der Familie als Gedenkgeburtstag mit Kuchen *und* Friedhofsbesuch. Für unseren Sohn Peter, der jetzt fünfeinhalb ist, war dieses Jahr die entscheidende Frage: „Und wer kriegt die Geschenke?“ Als ich ihm erklärte, dass wir Blumen und ein paar kleine Dinge auf Helenas Grab stellen und dies so schön schmücken, war er begeistert. „Au ja, dann guckt sie von oben runter und freut sich, wie schön es aussieht!“

Als Helena damals starb, war es für mich wichtig, dass sie nicht als Nichts angesehen wurde, sondern als unsere Tochter. Ich denke, das ist auch gelungen. Heute scheint es mehr darum zu gehen, dass sie nicht vergessen wird und dass ich auch von diesem Kind erzählen darf. Wenn zum Beispiel ein Familienfoto gemacht wird, wäre es für mich sehr tröstlich von jemand anderem zu hö-

ren, dass da eigentlich jemand fehlt; ob es nicht ein Erinnerungsstück gibt, das an dieses Kind erinnert. Schön wäre es auch, wenn Helena beim Aufzählen der Enkelkinder nicht einfach kommentarlos übergangen würde.

Viele Menschen wundern sich, dass ich gerne von meiner Tochter erzähle. Manche meinen, ich sei ja gar nicht traurig. Doch, das bin ich. Deshalb muss ich aber nicht dauernd in Tränen ausbrechen. Einfach mal beim Kleiderkauf sagen zu können: „Das würde ich jetzt gerne für Helena kaufen.“ Das wäre schon eine Entlastung. Viel schlimmer als die Trauer, die ich äußern darf, ist die, die ich für mich behalten muss.

Vielleicht leiste ich ja inzwischen nicht mehr so sehr Trauer- als vielmehr Erinnerungsarbeit. Eine Arbeit, die Kraft und Zeit kostet. Aber ich mache es gerne. Ich erinnere mich gerne an meine Tochter Helena, die wir nur so kurze Zeit bei uns haben konnten.

Jesses Wurzel

Das Thema des Bildes ist am Stuhl des Mannes zu lesen, der links unten sitzt und aus dessen Brust der große Ast hervorstößt, der sich durch die beiden Tafeln nach oben fortsetzt: EREDIETUR VIRGA DE RADICE YESSE „Es wird aufwachsen ein Reis aus der Wurzel Isais.“ Es ist Isai, der Vater des David, der uns in der bewegenden Geschichte von der Salbung des jungen David durch den Propheten Samuel begegnet, der also am Anfang der Königsgeschichte Israels steht (1. Samuel 16,1-13).

Er ist umgeben von den drei Patriarchen. Über ihm, in der Mitte der drei, Abraham, links über ihm steht Isaak, rechts über ihm Jakob, die drei Generationen der Urväter, der Alte, der Mittlerer, der Junge. Von dort aus windet sich der große Ast in einer Art S-Form nach rechts und nach oben, und jeder einzelne Zweig endet in einem Blütenkelch, in dem einer der Könige sitzt. Rechts neben Isai beginnt der feierliche Aufzug der Könige mit dem David, der ein „König und Prophet“ war, wie wir der Inschrift entnehmen. Er regierte von 1000-961, und seine Geschichte ist nachzulesen in 2. Samuel 2 bis 1. Könige 2.

Prophet war David vor allem als Dichter von Psalmen, dargestellt also mit der Harfe. Über ihm setzt die Reihe fort sein Sohn Salomo, der Weise, der den Tempel gebaut hat (961-931/1. Könige 2-11), links neben diesem Salomos Sohn Rehabeam, der das Auseinanderbrechen des Reiches Israel in die Teilstaaten Israel und Juda verschuldet hat (931-914 /1. Könige 14,21-31).

Von hieraus geht die Reihe der Könige der Geschichte des südlichen Reiches Juda entlang, während die des nördlichen Reiches, in der sich ja die Dynastie Davids nicht fortsetzt, ausgespart wird. Links von König Rehabeam sehen wir, seltsamerweise, König Manasse, der eigentlich seinen Platz viel später hat, nämlich in der Zeit zwischen 699 und 643 (2. Könige 21,1-18), und der „alles tat, was in den Augen Gottes ein Greuel war“.

Die obere Tafel beginnt mit dem Mann in Schwarz, dessen Name nicht exakt zu lesen ist, vielleicht Abija oder Asa. Links von diesem folgt Josaphat (871-848/1. Könige 22,41-51), von dem gesagt ist, er habe in allen Dingen „getan, was dem Herren gefiel“. Rechts über diesem sehen wir König Hiskija (728-699/2. Könige 18-20), dessen Name sich mit dem gefährlichen Assyrikerkrieg und mit dem Leben und Werk des Propheten Jesaja verbindet, links von ihm in Rot einen nicht identifizierbaren König. Links oben steht König Josija, der die berühmte Reform kurz vor dem Untergang Judas durchführte (641-609/2. Könige 22,1-23,30) und schließlich rechts oben Jojakim, der König, in dessen Regierungszeit die erste Wegführung 598 durch die Babylonier fiel (609-598/2. Könige 23,36-24,7) und die mit dessen beiden Nachfolgern in einer ungeheuren Katastrophe endete.

zitiert nach Jörg Zink, DiaBücherei Christliche Kunst, Bd. 17, S.79f



Uns ist kein Kind geboren

Zwei Frauen erzählen

Christina Lenz / Ich komme aus einer kinderreichen Familie. Von klein auf wurde mir das typische Frauenbild vor Augen gehalten: Heirat, Ehe, Mutter und Hausfrau. Das galt für meine Mutter, für nahezu alle weiblichen Verwandten, das galt für befreundete Paare meiner Eltern, das galt auch für die Dorfbewohner der unterschiedlichen Orte, in denen ich gelebt habe. Eine Frau gab selbstverständlich ihren Beruf nach der Geburt des ersten Kindes auf und ging in der Rolle der Mutter und Ehefrau völlig auf. Sie war stets zuhause, kümmerte sich um den Haushalt, versorgte die Familie und stellte eigene Bedürfnisse und Interessen, wenn sie denn welche hatte, in den Hintergrund. In jungen Jahren habe ich diese Bestimmung und das ungeschriebene Gesetz der Erfüllung eines rechten und ausgefüllten Frauenlebens daher niemals in Frage gestellt.

Durch die 68er Bewegung wurden der Frau andere Rechte und Wertigkeiten zugesprochen. Die Emanzipationswelle stellte die untergeordnete Rolle in Frage. Mädchen aller Gesellschaftsschichten hatten fortan die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen, eine akademische Ausbildung war keine Seltenheit mehr. Und so änderte sich auch mein eigenes Rollenverständnis zum Ende der Pubertät.

Mit 18 Jahren beendete ich meine Schulzeit. Mein persönlicher Weg stand mir noch nicht deutlich vor Augen. Ich wollte eine Ausbildung machen und in dem Beruf auch arbeiten, aber Ehe und Kinder? Das sollte sich zeigen, ich hatte ja noch so viel Zeit. In diese Unbeschwertheit hinein kam die ärztliche Diagnose: „Sie werden keine Kinder bekommen können!“ Dieser Satz war schockierend und veränderte viel in meinem Leben. Zysten im Unterleib waren Ursache für einige Operationen und den



veränderten Hormonspiegel, der letztendlich ausschlaggebend für die Konsequenz der Krankheit war: keine eigenen Kinder. Mir kamen viele Gedanken und Fragen: Bin ich keine richtige Frau? Werde ich einen Partner finden, der auch ohne eigene Kinder mit mir eine glückliche Beziehung führen kann? Was bin ich wert? Die Diagnose war u.a. dafür ausschlaggebend, dass ich mich zurückzog, depressiv und magersüchtig wurde. Ich fühlte mich minderwertig, nutzlos, unverstanden und war einfach nur traurig.

Ich lernte mit der Krankheit zu leben. Ich hatte ständig Zysten, die beobachtet wurden, die mir auch Urlaubsreisen in andere Länder verboten, mit 30 Jahren musste ich mich dann einer Totaloperation unterziehen. Dieser Eingriff hatte etwas Erlösendes: ich war von den monatlichen Blutungen und Schmerzen befreit, ich hatte aufgrund des gestörten Hormonspiegels keine Hitzewallungen mehr, und es war jetzt völlig logisch, dass ich ohne Eierstöcke und Gebärmutter keine Kinder bekommen würde.

Von außen gab es trotzdem immer wieder Verletzungen, die ich unterschätzt hatte. Meine Schwestern, Freundinnen, Verwandten und Bekannten wurden schwanger und bekamen Kinder. Sie hatten vorrangig Themen wie Schwangerschaft, Ge-

burt, schlaflose Nächte, Erziehung usw. Bei solchen Gesprächen war ich deutliche Außenseiterin, ich konnte nicht mitreden, mich nicht wirklich einfühlen und hatte ja keine Ahnung von dem, was eine junge Mutter berührt und ängstigt. „Wie klein ist doch eure Welt geworden“, habe ich oft gedacht. Ich habe mich jedoch nie getraut, diesen Satz laut auszusprechen, denn die Mütter hätten von ihrer Seite aus eher vom Reichtum in ihrem Leben gesprochen. Ihr Sinn des Lebens, ihr zentrales Thema, ihr Sorgen und ihr Mittelpunkt waren einzig auf das Kind bezogen, auf ein hilfloses und abhängiges Individuum, was sie gänzlich ausfüllte und forderte. Ich hatte nichts Vergleichbares dagegen zu setzen. Ich war frei in meiner Freizeitgestaltung, unabhängig und war niemandem Rechenschaft schuldig. Das hatte ich stets als Vorteil angesehen, aber jetzt kamen doch andere Gefühle in mir auf: Wer braucht mich wirklich? Wo sind meine Verantwortlichkeiten? An wem kann ich meinen Mutterinstinkt ausleben? Und weiter denkend: Wer ist für mich da, wenn ich einmal alt und hilfsbedürftig werde? Für mich gibt es keine nachfolgende Generation, die sich automatisch um mich kümmert, ich werde auf fremde Hilfe angewiesen sein.

Auch wenn mir kein eigenes Kind geboren wurde, so habe ich doch das Gefühl, Kinder zu haben und an ihrer Entwicklung, Erziehung und ihrem Leben Anteil genommen zu haben. Da sind zum einen die Kinder meiner Schwestern zu nennen, mit denen ich bei Besuchen viel Zeit verbracht habe, zu denen ich auch heute noch einen guten Kontakt habe. Ich hatte zeitweise den Eindruck, für sie eher eine Freundin als eine Tante zu sein, der sie ihr Leid über die Eltern klagen durften, die als außenstehende und doch nahe Person zuhören und bera-



Mit Lisa Ostern 2006

ten konnte, die zwischen Eltern und Kindern auch vermitteln sollte. Heute sind sie erwachsene Menschen, die ihre eigenen Wege gehen. Der gute

Kontakt ist aber noch vorhanden.

Zum anderen ist Lisa zu nennen, die ich seit ihrer Geburt kenne, die Tür an Tür mit mir wohnt und mein Patenkind ist. Ich schätze mich glücklich, dass sie in meinem Leben eine so große Rolle spielt. Ihre Entwicklung erlebe ich hautnah mit, wir verbringen viel Zeit miteinander, spielen, musizieren, lachen und weinen zusammen; wir erzählen uns gegenseitig unsere Freuden und Ängste, mir berichtet sie auch einmal Dinge, die sie mit den Eltern nicht besprechen möchte. Dieses Kind, so empfinde ich es, ist auch mein Kind. Lisa ist ein großes Geschenk in meinem Leben und bereichert meinen Alltag. Die Rolle des Patenamtes ist mir mit Lisa sehr deutlich geworden. Ich bin aktiv an der Erziehung beteiligt, versuche,

ihr Werte zu vermitteln und Gemeinde nahe zu bringen. Dieses Glück entschädigt mich für die früheren negativen Empfindungen.

Zum Schluss appelliere ich an alle, die eigene Kinder haben: Nehmt die Frauen ernst, die nicht geboren haben. Haltet ihnen nicht vor, wie schwierig das Leben mit Kindern zu regeln sei, dass sie keine Ahnung von durchwachten Nächten hätten, dass sie ihre Zeit anders einteilen könnten. Ihr wisst nie, wie tief ihr diese Frauen verletzt und warum sie keine eigenen Kinder haben. Aber ihr wisst, dass ihr euch bewusst für ein eigenes Kind entschieden habt – mit allen daraus entstehenden Konsequenzen. Mir wurde solch eine Entscheidung nicht gewährt. Ich wurde mit 18 Jahren vor vollendete Tatsachen gestellt.

Kiki Sand / Aufgewachsen bin ich zusammen mit zwei Schwestern im West-Berlin der 70er Jahre. Im gutbürgerlichen Bezirk Tempelhof sind wir drei zur Schule gegangen, von unserem Küchenfenster konnte meine Mutter den Schulhof sehen und uns in der Pause zuwinken. Sie war Hausfrau, mein Vater gutverdienender Arzt. In unserem Haushalt herrschte kein materieller Mangel. Großgeschrieben wurden Selbstständigkeit und Bildung. Die Rollenbilder von Mann und Frau waren, obwohl meine Eltern eine „klassische“ Aufteilung vorlebten, modern. Meine Mutter hatte noch von ihrem Vater zu hören bekommen: „Wozu brauchst Du Abitur, Du heiratest doch eh' und bekommst Kinder.“

Meinen Eltern war es wichtig, dass gerade uns Mädchen ein starkes Selbstwertgefühl und die bestmögliche Schulbildung als entscheidendes Mittel zu unserer Selbstständigkeit in die Hand gegeben wurden. Ihre Absicht war es, dass wir uns, von Männern unabhängig, für selbst gewählte Lebensentwürfe entscheiden können. Ob wir Familien gründen, studieren oder Singles bleiben, es sollte unsere Entscheidung sein.

Das erforderte natürlich auch einen aufgeklärten Umgang mit unseren ersten Männergeschichten.

Das „erste Mal“ sollte im geschützten Elternhaus stattfinden, Verhütung wurde groß geschrieben. Am Frühstückstisch saßen wir dann oft zu acht, jede Tochter mit ihrem aktuellen Freund. Diese Haltung ermöglichte uns, ein sexuelles Selbstbewusstsein zu entwickeln und die Beziehung zu Männern als gleichberechtigte Partnerschaft zu verstehen.

Mit Anfang 20 habe ich meine erste Brufsausbildung abgeschlossen und mit zwei Freunden eine Werbeagentur gegründet. Mit 24 bestand ich die Aufnahmeprüfung zum Kunsthochschulstudium, wurde zum ersten Mal Patentante und unterstützte in meiner Gemeinde ehrenamtlich die Kindergottesdienstarbeit. Diese Arbeit mit Kindern hat mir von Anfang an Spaß gemacht. Die Freude am Spielen und Lernen miteinander hat mich immer mit einer großen Befriedigung erfüllt.

Mit Anfang 30 schloß ich das Studium ab, war um ein Jahr Auslandserfahrung reicher und wieder Single. Nun fühlte ich mich für alle Abenteuer

bereit: den Start ins Berufsleben, den Mann fürs Leben und Kinder, ob der Kerl nun bleibt oder nicht.

Meine Freunde, meine gleichaltrige Schwester, alle hatten schon längst Kinder. Bei gemeinsamen Treffen sprachen die Freundinnen über Geburtserfahrungen, Wickeltechniken, Blasenschwäche und erste Erziehungsprobleme, während ich mit ihren Kindern spielte.

Ich hätte einen natürlichen Zugang zu Kindern, ich müsste unbedingt eigene haben, das sagten alle. Aber ja, mit dem „Richtigen“ würde ich dieses riskante Abenteuer wagen.

Mit 33 traf ich ihn dann endlich, meine biologische Uhr tickte ja nun auch schon. Als frisches Liebespaar stand uns gleich eine erste Prüfung ins Haus: der Auserwählte ging nochmal für zwei Jahre zum Studieren ins Ausland. Wieder warten. Aber dann Hochzeit, größere Wohnung, und wir legten los mit dem Kindermachen. Natürlich mit der angebrachten Gelassenheit. Als aufgeklärte Tochter eines Arztes weiß ich, wie viele Faktoren zusammen kommen müssen, um eine erfolgreiche Schwangerschaft zu erreichen.

Nach drei fehlgeschlagenen

Schwangerschaften sind wir zum „Durchchecken“ in die Kinderwunschklinik gegangen. Aber alle gängigen Untersuchungen waren ohne Befund. Eigentlich müsste es funktionieren, hieß es. Eine medizinische Intervention kam für uns nicht in Frage.

Wir wollten unseren Alltag nicht auf eine biochemische Reaktion ausrichten, für die uns noch nicht einmal eine 50-Prozent-Chance ausgerechnet wurde. Letztlich blieb uns nur die Erkenntnis:

Wir haben keinen Einfluss auf einige entscheidende Dinge, die das Leben ausmachen: geboren werden, Leben schenken und sterben.

Meine Zeit ist mir aber zu kostbar, um über Kinderlosigkeit vergrämt zu sein. Ich weigere mich, mein Leben in der Verbitterung darüber zu versenken und mein Frausein nur über meine biologischen Funktionen zu definieren. Zwar muss ich meinen



Fortpflanzungsgeiz über Bord werfen und mich damit abfinden, dass ich nicht durch meine Kinder „weiterlebe“, aber vielleicht habe ich gerade dadurch die Chance, ein neues, nicht vorgefertig-

tes Rollenbild zu schaffen.

Gott sei Dank gab es schon immer viele Kinder in meinem Leben, meine Patenkinder, von denen einige schon erwachsen sind, die Nichten und Neffen, die Kinder der Freunde und die Nachbarkinder, mit deren Eltern mich eine lange Freundschaft verbindet. Für sie kann ich auf ganz andere Weise da sein, als das ihren Eltern möglich ist. Ich begegne ihnen

mehr auf Augenhöhe, als Verbündete und Freundin, mit der man Geheimnisse austauscht oder mit der man Regeln brechen kann. Das Vertrauen und die Zuneigung, die mir „meine Kinder“ entgegenbringen, sorgen dafür, daß der Platz nicht leer bleibt, den die leiblichen Kinder eingenommen hätten. Und das ist auch ein großes Glück.

Danke der Nachfrage

Vom Glück der späten Geburt



Renate Helmstädt / „Warum wollen Sie denn jetzt noch ein Kind?“, haben mich zwei Medizinstudentinnen im Krankenhaus gefragt. Das hat mich zuerst irritiert. Egal wie alt, das ist doch meine Sache, dachte ich, habe dann aber doch die sehr private Frage einfach beantwortet. Offenbar kam in ihrem Denken ein spätes Kind nicht vor. Ich bin über fünfzig und es ist natürlich nicht selbstverständlich noch einmal Mutter zu werden, wo die Tochter schon erwachsen ist. Ich wollte immer ein zweites Kind, aber meine Lebenssituation hatte es bis dahin erschwert. Damals war ich alleinerziehend und immer in neuen beruflichen Anfangssituationen. Vor vier Jahren lief mir ein junger Mann über den Weg, den ich geheiratet habe, und dann hat es doch noch geklappt, wir bekamen ein Baby. Ein süßer kleiner Fratz, milchkaffeebraun, mit großen, dunklen Augen und sehr zart. Nun genieße ich bei diesem kleinen Sohn, nachholen zu können, was ich bei meiner Tochter nicht konnte, sie ungeteilt zu erleben. Damals konnte ich das nicht, neben dem Theologiestudium, dem Nebenjob zum Geldverdienen und Zusatzqualifikationen für die Krankenhausesseelsorge. Ich nehme wahr, wie er sich entwickelt, von Woche zu Woche mehr Anteil nimmt und wacher wird, beschäftigt werden will, Vorlieben hat und zeigt, was er gar nicht will.

In der Kindererziehung hat sich inzwischen viel getan. Bei meiner Tochter habe ich mich noch sehr unter Druck setzen lassen durch das Argument, durch frühes Verwöhnen eine kleine Tyrannin heranzuziehen.

Heute lass ich das alles an mir abprallen und weiß, dass so kleine Kinder gar nicht zu viel Liebe bekommen können, dass sie aber Orientierung brauchen. Mich noch einmal neu damit zu befassen, welche Werte ich diesem Kind vermitteln will, welche Fähigkeiten ich an ihm erkenne und wie ich sie fördern kann – heute in einer völlig veränderten Gesellschaft. Damals lebten wir in der tiefsten DDR, wo der Leistungsdruck lange nicht so groß war, aber auch viele heutige Entwicklungsmöglichkeiten von vornherein beschnitten waren. Ich möchte nicht, dass Julian sich ständig von außen angetrieben fühlt. Ich möchte, dass er, von seiner Neugier gelockt, lernt, dass er das Leben auch genießen kann. Das hängt natürlich davon ab, was wir ihm vorleben und wie weit wir selbst, vom Zeitgeist getrieben, uns auch dagegen stemmen können. Was für eine Persönlichkeit er ist und wohin er sich entwickeln wird, das zu beobachten, zu begleiten und ab und zu auch zu lenken, mit der Erfahrung der dazugekommenen Jahre, das macht Spaß.

Wir werden den Spagat über zwei Kulturen machen müssen. Wir werden die Großeltern in Afrika besuchen und versuchen den Kontakt zu ihnen zu halten. Dieses Kind hat die Möglichkeit in zwei Welten zu Hause zu sein. Mein Kind bedeutet für mich, noch einmal ganz genau hinschauen zu können, wie sich dieser kleiner Mensch entwickelt und mich herausfordert, Anteil zu nehmen an seinem Lachen und Weinen, seiner Wut und seiner Kraft, mit seiner Schnelligkeit mitzuhalten und seinem Bedürfnis nach Geborgenheit und Schutz gerecht zu werden.

Die neunzigjährige Astrid Lindgren hat einmal in einem Interview gesagt, sie sei frei und geborgen aufgewachsen. Dies für mein Kind noch einmal so gut es geht zu ermöglichen, ist spannend wie eine Entdeckungsreise.

Und mein Altern sieht anders aus. Durch dieses Kind werden mir über die Mitte meines Lebens hinaus Dinge abverlangt und geschenkt und Chancen eröffnet, die das Älterwerden aufregend, ungewohnt und neu machen. Dass ich so fröhlich von meinen Erfahrungen schreiben kann, liegt nicht zuletzt daran, dass ich bei den meisten KollegInnen und kirchlichen Mitarbeitern und besonders Mitarbeiterinnen viel Verständnis, manchmal sogar ein bisschen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten finde.

Drei auf einen Streich

Und mit der Ruhe war's vorbei



Jetzt ein gutes Skatblatt

Sabine Wette / An Heiligabend sind unsere Drei zwar nicht geboren, aber nach Hause gekommen – zwei Jungen, ein Mädchen – und wir waren sehr aufgeregt, als wir sie am 24.12.96 das erste Mal zu Hause in die unterschiedlichen Bettchen und Körbchen verteilten. Eine halbe Stunde herrschte eine im wahrsten Sinne des Wortes himmlische Ruhe und wir hatten das Gefühl, angekommen zu sein, einen Weg geschafft zu haben, mit unseren Dreien.

Wie die meisten Drillinge zu früh geboren, mussten sie nach der Geburt noch fünf Wochen in der Klinik gepäpelt und betreut werden. Die Zeit dort war auch für uns als Eltern die Möglichkeit und Chance, uns dieser

geballten Ladung „Kind“ anzunähern. In den Monaten vorher hatten wir versucht, uns vorzustellen, wie das wohl sein würde, plötzlich drei Babys zu versorgen. Und um ehrlich zu sein: als uns der Arzt eröffnete, dass wir Drillinge bekommen würden, überwog – vor allem bei mir – zunächst der Schreck über eine eigentlich nicht zu bewältigende Situation: wie sollte das gehen, drei Säuglinge wickeln, stillen oder füttern, tragen, zum Schlafen bringen, genügend Zuwendung für jeden, außerdem waren wir gerade in eine Wohnung im 5. Stock – ohne Aufzug – umgezogen.

Es klingt vielleicht unverständlich, aber ich konnte zunächst nicht einmal mit Familie und Freunden über

den dreifachen Familienzuwachs sprechen, hatte das Gefühl, jeder müsste ebenso erschrocken sein wie ich und all die Fragen stellen, die auch ich noch nicht beantworten konnte.

Kontakte zu einem Drillingsclub und anderen Mehrlingsfamilien konnten zwar viele Fragen beantworten und gute Tips geben, bestätigten und nährten aber auch viele meiner Ängste.

Schwierige Schwangerschaft, Frühgeburt, unreife Kinder, auch die eigene Gesundheit, finanzielle Situation u. v. a..

Die Schwangerschaft war tatsächlich mühsam, die letzten drei Monate verbrachte ich überwiegend sitzend



Allein ist selten

und liegend, da ein Zuviel an Bewegung sofort Wehen auslöste und der Bauch wirklich gigantische Ausmaße annahm. Die Ruhe war aber genau das Richtige, denn wir bekamen ohne Komplikationen zwar kleine, aber gesunde Kinder, die nicht beatmet werden und nur noch an Gewicht zulegen mussten.

Natürlich wurden schon der Abend ihrer Ankunft zu Hause – wir waren so beschäftigt, dass der Adventskranz zu brennen anfang – und dann die Zukunft sehr viel turbulenter:

Alle drei schrienen, wie sie nie im Krankenhaus geschrien hatten, und wir wussten nicht warum. Die Fläschchen zubereiten dauerte ewig, alle drei auf einmal füttern, klappte nicht – sie rollten immer wieder von den kunstvoll drapierten Kissen, eine Tagesration Milch (18 Fläschchen)

verschmorte beim Sterilisieren im Ofen. Besonders die Nächte waren eine Tortur.

Trotzdem war ich um einiges relaxter als während der gesamten Schwangerschaft: der erste Schritt war geschafft, sie waren da!!

Wir ließen uns Zeit mit der Anschaffung des Kinderwagens – die Kinder konnten auch auf der Terrasse an der Luft schlafen. Glücklicherweise schliefen sie auch relativ schnell durch und waren in ihrem ersten Lebensjahr kaum krank. Es folgten allerdings in den kommenden Jahren zahlreiche physio- und ergotherapeutische Fördermaßnahmen, da sie aufgrund ihrer Frühgeburt doch einige motorische Defizite aufzuholen hatten.

Wir hatten viel Hilfe: in der ersten Zeit eine Haushaltshilfe, Familienmitglieder, die immer wieder wochenweise anreisten, Freunde, die mehrmals pro Woche – über Monate hinweg – kamen, um vor allem bei den Mahlzeiten zu helfen. Es gibt viele Bilder, auf denen wir an unserem großen Tisch sitzen, mehrere Erwachsene, drei haben ein Kind auf dem Arm, gerade gefüttert, eine ganz friedliche Situation. Das war – hoffentlich – für die Kinder ein kleiner Ausgleich dafür, dass jeder Einzelne nicht soviel Körperkontakt bekommen konnte, wie sonst ein kleiner „Einling“. Denn

diese Frage machte mir oft Sorgen. Man mag einwenden, dass auch mehrere Geschwister ihre Eltern nicht für sich allein haben. Aber gerade das ständige „Da-Sein“ der Mutter/Eltern in der ersten Zeit, wie ich es mit unserem vier Jahre später geborenen, jüngsten Sohn erlebt habe, fehlt mir im Nachhinein und vielleicht auch ihnen.

Auf der anderen Seite hatten sie ja immer die gegenseitige Nähe von Anfang an – im Bauch, die ersten Monate im gemeinsamen Kinderbettchen, lange Jahre im gemeinsamen Zimmer, in Kita und Grundschule. Das kompensiert vielleicht die fast immer dreigeteilte Aufmerksamkeit der Eltern.

Heute ist es für uns „normal“ geworden, Drillinge zu haben, die Drei sind sehr verschieden in Aussehen und Charakter. Jede Phase des Heranwachsens dreifach mitzumachen strengt manchmal sehr an, es fasziniert aber auch zu sehen, wie unterschiedlich sie sich entwickeln, obwohl sie unter identischen Bedingungen groß werden.

Unser Stern zur Weihnachtszeit

Nach der Furcht kam die Freude

Marius Schliekmann / Die Namen unserer Kinder standen bei uns immer schon weit vor der Geburt fest und auch diesmal wollten wir es früh beim Namen nennen können!



Der Moment der Deutung der beiden Querstriche auf dem Röhrchen vom Schwangerschaftstest verlief für uns also mit ungeteilter Begeisterung. Es hatte also doch noch einmal geklappt.

Wegen eines früheren Kindsverlustes bestand meine Frau auf einer Feindiagnose, bei der wir dann auch das Geschlecht des Kindes erfuhren. Heute trägt der kleine Mann, der uns dann Ende September dieses Jahres entbunden wurde, den lateinischen Namen Victor an zweiter Stelle (lat. Sieger). Das steht für uns für den Sieg, den dieses kleine Wesen ohne sein Zutun über sein Schicksal erringen musste – im Wesentlichen über unsere Zweifel und Ängste.

Am Ende der 12. Schwangerschaftswoche stand die pränatale Feindiagnose dieser Schwangerschaft auf dem Plan, eine Empfehlung der betreuenden Gynäkologin vor dem Hintergrund einer operations- und altersbedingten Risikoschwangerschaft. Mir selbst war dieser Termin suspekt. Nie hatte ich damit gerechnet, mit etwas konfrontiert zu werden, was mich aus dem Sattel hätte heben können. Auch war es mir ein Greuel, mit all der Technik, in diese zauberhafte Vorwelt der Menschwerdung einzudringen. Dem Kind (Fötus) so viel an Erkenntnis abzurufen, um diese dann in unsere kalten, analytischen Kategorien zu sortieren, fand ich befremdlich. Und dennoch hatten diese Besuche zugleich auch etwas Faszinierendes.

Als der Arzt in diesen Minuten der Ambivalenz zwischen Faszination und Abscheu eine grundlegende Frage nach unseren elterlichen Erwartungen stellte, war zumindest meiner

Frau sofort klar, dass mit dieser Frage eine Auffälligkeit des Kindes oder seiner mütterlichen Umgebung verbunden sein musste. Die Erstdiagnose nur wenige Minuten später lautete dann auch: Verdacht auf eine Trisomie 21 (85% der Föten mit dieser heute durch pränatale Diagnostik ermittelten Genanomalie erreichen nicht mehr die 16. Schwangerschaftswoche!). Meine Frau war wie von einer Kugel getroffen, verletzt und völlig benommen. Nicht die Frage „Warum gerade ich?“, so denkt sie als Christin nicht, wohl aber die Frage „Warum auch noch das?“, stand ihr schmerzvoll im Gesicht. Sie hatte 14 Monate zuvor eine Krebsoperation am Gebärmutterhals überwunden. Es war nicht der Tumorbefund und der darauf folgende medizinische Eingriff allein, sondern auch der im Raum stehende Verlust der weiteren Gebärfähigkeit, der sie zutiefst verletzte. Er rüttelte fundamental an der von ihr empfundenen weiblichen Bestimmung, neben ihrer Autonomie und ihrem Erfolg im Beruf einem weiteren Kind Leben schenken zu können und dies mit mir auch noch einmal zu wollen.

Der operative Eingriff verlief zum Glück erhaltend. Die Option für ein weiteres Kind blieb uns also bestehen. Ebenso aber auch die vielen Fragen: „Warum ein weiteres Kind?“, „Wozu dieses Risiko?“, „Ob es noch einmal klappen kann?“, es gab doch zwei „gesunde“ Kinder.

später standen wir gemeinsam nach Krankheits- und Ehekrise vor der nächsten großen Herausforderung: ein behindertes Kind. Sollten wir das schaffen können in unserem alles andere als abgesicherten beruflichen und familiären Alltag? Welche Aufgaben und Belastungen würden auf uns warten? Kämen die beiden Geschwister zu kurz? Würde das Kind weitere erschwerende Erkrankungen haben? Ein riesengroßer Berg an Fragen, an uns selbst, die Mediziner, die Diagnostiker, die Praktiker. Fragen auch an Gott!

Unterschiedlich war unsere Herangehensweise an diese Fragen: Emotional erdrückend oder pragmatisch distanziert. Meine Frau zerriss der Gedanke an einen so erzwungenen Abbruch eines unbedingt gewollten Lebens. Gemeinsam war uns die Überforderung durch diese Themen.

Die DNA-Analyse der durch die Bauchdecke entnommenen Zellen des Mutterkuchens verlief positiv. Zwei Tage nach dem Ultraschall also die Gewissheit: „Down-Syndrom“, freie Trisomie 21 des Kindes.

Neben den vielen pragmatischen Fragen gab es die Frage nach der Wertigkeit des Lebens. Es kamen Gedanken an die fragenden Blicke der Umwelt: „Warum tun sie sich das an“, und nach dem Umgang mit einem „anderen“ Kind. Wir waren angekommen in der bundesdeutschen Diskussion um alle Aspekte des Paragraphen 218. Mit einiger Distanz hat-

te ich diese Diskussion vor Jahren verfolgt. Meine verhalten christliche Grundeinstellung hatte mich nicht davon abhalten können, die Liberalisierung der Rechtsprechung als eine längst fällige Errungenschaft der Frauen zu werten. Die Frauen sollten doch am ehesten selber darüber entscheiden können (mit dem Partner!), was ihnen zuzumuten sei, durchaus auch im Sinne der Kinder. Nun wurde mir plötzlich das Ausmaß dieser Fragen bewusst. Das Leben im Bauch war mit einer solchen Indikation auch juristisch frei gegeben zum „Abschuss“, bis kurz vor der Geburt! Der sogenannte „Feto-Id“ – ich werde dieses Wort nicht los. Dies war der medizinisch etikettierte Mord am bereits existenten Leben. Wir fühlten es so, ohne dass wir nun ins Lager der Abtreibungsgegner gewechselt wären. Aber was für ein Entscheidungsspielraum: Durch die vorangegangene Operation war nur ein Abbruch sofort in der 13. Schwangerschaftswoche noch auf minimalem Wege möglich oder alternativ ein eingeleiteter Tod mit einer Totgeburt per Kaiserschnitt ab ca. der 20. Schwangerschaftswoche. Nicht dass diese Option sofort die erste war, mit der wir uns befassten, gar nicht. Aber es war die nackte Tatsachenbeschreibung der Pole, zwischen denen wir uns bewegten.

Wie dieses Leben mit einem „anderen“ dritten Kind im Alltag aussehen könnte, das berichteten uns umgehend selbst betroffene Bekannte und schnell durch Dritte vermittelte Familien. Eine ganze Heerschar von Personen tat sich auf, zu hören, zu berichten, darzulegen und so die Grundlagen unserer eigenen Entscheidung zu bereiten. Alle waren bemüht, neutral in ihrer Hilfe zu sein, wollten die Entscheidungsfindung nicht bestimmen. Wohlgermerkt die Mediziner, die die Möglichkeiten zwischen Leben und Tod so emotionslos entwickelten, waren die, die „auf Zeit spielten“. Sie waren es, die gegen überschnelle Reaktionen anre-

deten, die dazu ermutigten, sich die Möglichkeiten für das Leben erst einmal auszumalen. Wir hatten Glück mit unseren „Beratern“.

Dennoch hielten wir angesichts so vieler „weltlicher“ Hilfe den Zeitpunkt für erreicht, uns weiterer, geistlicher Hilfe zu versichern. Die Gespräche, die wir im Folgenden mit einem Pfarrer führten, waren nicht frei von Wertung. Das sollten sie angesichts unserer mitgebrachten Fragestellung aber auch gar nicht sein! Die Dialoge waren unheimlich lebensnah: „...ja, was wäre denn eigentlich, wenn ihr das Kind bekämet! ...“. Wir haben viele Facetten unseres Alltages beleuchtet in diesen Tagen, jetzige



und zukünftige, und haben dabei festgestellt, dass wir für diese bewusste Entscheidung zwischen Leben und Tod als Menschen eigentlich nicht geschaffen sind.

Ich war erstaunt, viel schneller als meine Frau ein Plädoyer für das Kind zu halten. Ich zitterte darum, mit meinen Argumenten die mögliche Entscheidung in ein „Zeitfenster“ bugsieren zu können, in dem direktes Handeln erst einmal nicht mehr möglich sein würde. Der Gedanke, das Kind anzunehmen, setzte sich bei ihr viel langsamer, zaghaft durch und wurde immer wieder durch Wut und Ohnmacht in Frage gestellt. Das Kind war in ihr, es gelang ihr nicht Distanz herzustellen, um sich dieses „andere“ Leben geistig ausmalen zu können. Panikartig erwartete sie die ersten Reaktionen des Kindes im Bauch. Geängstigt durch die Sorge, dann emotional so gebunden zu sein, um nicht mehr frei entscheiden zu können.

Glaube, Spiritualität und die Frage nach der Schöpfung waren letztlich nicht ausschlaggebend für unsere Entscheidung zugunsten des Kindes. Sie haben sie aber deutlich flankiert und unterstützt. Die Entscheidung war auch keine Gegenüberstellung von pro und contra, kein ausdifferierter Überhang von win-Aspekten. Wir haben diese Bejahung des Kindes gemeinsam entwickelt, auf unterschiedlichen Wegen und mit verschiedenen Geschwindigkeiten. Und es war die Sprache, die diesen Prozess bei uns beiden so wunderbar offenbarte. Irgendwann war es wieder da, das Gespräch über den Namen, die Anrede dieses Wesens im Bauch und zuletzt auch die Diskussion über weitere praktische Schritte in Erwartung der Trisomie 21.

Die Entscheidung für dieses Kind war eine Entscheidung, das klein wenig andere Leben als eine Herausforderung zu verstehen, eine sinnvolle Ergänzung unseres Lebens als „normale“ Familie.

Ab und zu schmerzt der fragende Blick zurück. Dieses wunderbare Wesen hätten wir hergeben können?! Es war dann eine Geburt, die geplant sein musste (Kaiserschnitt), die aber viel Schönes hatte. Die Ruhe, die Sicherheit durch die vorangegangenen Geburten gesellte sich nun zur unstillbar gewordenen Neugier, den Kleinen nun endlich sehen und fühlen zu können. Wir scherzten noch im Operationsaal, sahen ziemlich bescheuert aus in diesen luftigen blauen Umhüllungen der OP-Kleidungen.

Das Kind ist heute 10 Wochen alt. Er ist ein wunderbares Baby, schnuckelig, süß, geliebt von seinen Geschwistern und Eltern. Ein Sonnenschein. Er hat nicht mehr mitgebracht als ein weiteres Chromosom. Er ist kerngesund. Welche Geheimnisse an Entwicklung und Fähigkeiten er mit seinem einen Chromosom plus noch in sich trägt, wissen wir nicht. Aber das weiß man ja bei keinem Kind im Voraus! Schon heute wissen wir, dass uns allein dieser Prozess bereichert hat und wir die Entscheidung so nicht bereuen werden.

Du bist einmalig

Der Fingerabdruck

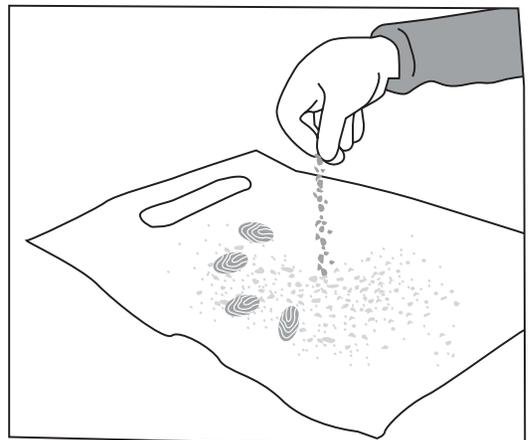
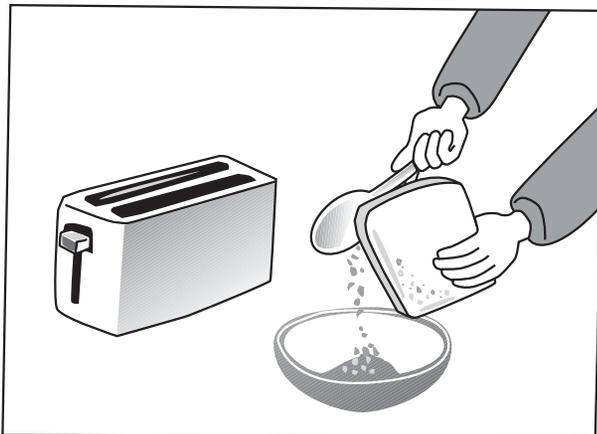
Detektive sind Leute, die auf Spurensuche gehen und durch genaues Nachdenken geheimnisvolle Dinge entdecken oder verschwundene Menschen wiederfinden. Fingerabdrücke von Menschen sind immer eine wichtige Spur für Detektive, denn jeder Mensch hat sein eigenes, ganz besonderes Fingerabdrucksmuster auf seinen Fingerspitzen.

Um sie dir genau anzusehen und um Fingerabdrücke für dein Detektivspiel zu sammeln, brauchst du: eine Scheibe Brot, einen Toaster, eine Schüssel, einen Löffel, eine Plastiktüte, etwas Klebefilm, weißes Papier

Toaste das Brot so lange, bis es an den Kanten etwas schwarz wird. Nach dem Abkühlen kratzt du die schwarzen Krusten mit dem Löffel in die Schüssel. Zerdrücke die Krümel so lange mit dem Löffel, bis ein ganz feiner Puder entstanden ist.

Fahre mit deinen Fingern durch deine Haare und drücke die Fingerspitzen auf die Plastiktüte. Pudere jetzt etwas von dem Kohlepuder über die Plastiktüte und simsalabim wirst du deine Fingerabdrücke sehen können. Klebe jetzt ein Stück Klebefilm vorsichtig über jeden Fingerabdruck und ziehe den Klebefilm langsam wieder ab. So kannst du den Fingerabdruck von der Plastiktüte abnehmen und auf ein weißes Blatt Papier kleben.

Es macht Spaß, den Versuch mit deinen Freunden und Familienmitgliedern zu wiederholen. Du wirst sehen, jeder Fingerabdruck hat andere Linien und ist einmalig.





**Das
Emmaus-Ölberg-Team
wünscht
frohe Weihnachten
und ein gesegnetes
Jahr 2010**

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
13. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindevorstand
der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Jörg Machel,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz,
Uwe Schumacher

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf, Jörg Machel

Bildnachweis Titel:
Rückseite: G. Seyfried
Petrus Christus (um 1410-1472),
Madonna im dürren Baum

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recyrago

**Adressen und Rufnummern der
Emmaus-Ölberg-Gemeinde:**

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do 9-13 Uhr,
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte/
Emmaus/paternoster

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Infomail/Infoletter
Entgelt bezahlt



Mitnahme kostenlos,
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>

